



Wechselvolle Geschichte: Der Széchenyi-Platz mit türkischer Moschee und Dreifaltigkeitsstatue bildet die Stadtmitte von Pécs, Europas Kulturhauptstadt im Jahr 2010.

(Fotos: OTZ/Tino Zippel)

# Hauptstadt in der Provinz

Wie sich das ungarische Pécs auf die Krönung als europäische Kulturmetropole vorbereitet

Von Tino Zippel

„Budapest 176 km“ steht in weißen Buchstaben auf grünem Grund. Der Bus staucht in eine Bodenwelle, federt leicht und wippt. Regentropfen prallen von den Scheiben ab. Die Tachonadel zeigt exakt auf 80, der Motor surrt. Viel Zeit zum Erinnern.

Vor einer Stunde war die Fahrt in Pécs gestartet. Die südungarische Stadt mit ihren 160 000 Einwohnern richtet elf Jahre nach Weimar das Europäische Kulturhauptstadtjahr aus. Gemeinsam mit Essen im Ruhrgebiet und der Millionen-Metropole Istanbul trägt Pécs 2010 den Titel Kulturhauptstadt Europas und hofft auf Hunderttausende Besucher. Doch auf die Organisatoren wartet viel Arbeit, fehlen doch Hotels und Autobahnen. Von der neuen Ausstellungshalle oder Bibliothek ganz zu schweigen. Obwohl die ungarische Regierung verspricht, dass alles bis 2009 steht, bleiben die Macher vor Ort skeptisch.

Pécs, das ist eine Stadt wie Gera und Jena zusammen. Der Uran-Bergbau hat seine Spuren hinterlassen. Die einst so ruhmreiche Porzellanfabrik, die vor allem Isolatoren für Stromleitungsmasten produzierte, beschäftigt nur noch wenige Mitarbeiter. Inzwischen ist die Universität mit 8000 Jobs der größte Arbeitgeber. Rund 35 000 Jugendliche lernen an der größten Hochschule des Landes. Zunehmend interessieren sich auch Deutsche für ein Studium. Die Universität bietet angehenden Medizinern, die hierzulande wegen schlechter Zensuren an der Numerus-Clausus-Hürde scheitern, einen Studiengang an. Gut 10 000 Euro kostet der im Jahr – bei mehr als 170 Studenten ein lukratives Geschäft, das einen Teil des Etat der Hochschule sichert.

Im Sommer verwandelt sich die Innenstadt zur Freiluftkneipe. Mediterranes Klima wird der Stadt nachgesagt, obwohl sie 400 Kilometer vom Mittelmeer entfernt liegt. Doch heute genießen nur wenige die Dezember-sonne auf dem Széchenyi-Platz, auf dem eine türkische Moschee an die wechselhafte Geschichte erinnert. Zwölf Straßen, von den Sehenswürdigkeiten kommend, münden ein. Viele Schätze bleiben aber während des Winters im Verborgenen: Bretter schützen die berühmten Porzellanfiguren auf den Brunnen.

Krawummm. Der Bus schepert wieder durch ein Schlagloch und erinnert an das größte Problem der künftigen Kulturhauptstadt. Wie kommen die Besucher hin? „Die Autofahrt ist kein freudiges Erlebnis“, sagt selbst Ferenc Csák. Der Regierungskordinator weiß von seiner Schul- und Studiumszeit in Berlin, Bonn und Regensburg, wie eine moderne Infrastruktur aussieht. Bislang endet die Autobahn, bei Budapest beginnend, 120 Kilometer vor den Stadt-toren. Die Eisenbahn rollt mit der



Prachtvoll ausgestaltet: Der Dom präsentiert sich im neoromanischen Stil. Die Bauarbeiten begannen unter Bischof Maurus im 11. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert erfolgte ein Umbau.

beschaulichen Geschwindigkeit von 80 Kilometern pro Stunde durchs Land. Der Flughafen ist zwar inzwischen für den Personenverkehr umgebaut, die Startbahn aber zu kurz für große Jets. „Alles kein Problem“, sagt der Staatssekretär, der fünf Ministerien bei der Vorbereitung unter einen Hut bringen soll. „Bis 2009 stehen Autobahn und Intercity-Verbindung.“ Rund 1,5 Milliarden Euro seien dafür eingeplant. Den Organisatoren in Pécs fällt schwer, diesen Optimismus zu teilen. „Die Regierung schiebt die Projekte auf die lange Bank“, befürchtet Tamás Szalay vom lokalen Managementbüro. Überhaupt stockten zu viele Projekte in den

vergangenen Monaten. Der Bürgermeister der Stadt war mit dem Auto verunglückt und liegt seitdem im Koma. Bis ein Nachfolger ins Amt kam, verstrich wertvolle Zeit – Zeit für ein Projekt, das gleich mehrfach auf fünf Säulen baut: eine Reminiszenz an den Namen der Stadt, der ins Deutsche übersetzt Fünfkirchen lautet. „Pécs ist weder Groß- noch Kleinstadt, sondern eine lebendige Mittelstadt neuen Typs“, sagt Szalay.



Eine multikulturelle Stadt am Rande des Balkans. „Wir sind zu klein, um 2010 auf europäischer



Ferenc Csák ist optimistisch: Der Regierungskordinator bringt fünf Ministerien bei der Vorbereitung unter einen Hut.



Viele Bauarbeiten stehen noch aus: In der Museumsstraße wird gerade das Straßenpflaster erneuert.



Bekannt für gute Tropfen: Otilia Gere und ihre Familie gehören zu den Weinbauern im 30 Kilometer entfernten Villány.

Ebene ins Rampenlicht zu rücken. Deshalb sehen wir den Titel nicht als Ziel, sondern als Mittel, die Region zu verändern“, gibt er zu. Im Klartext: Die Stadt will möglichst viel Fördergeld in Infrastruktur-Projekte stecken, die dauerhaft Investoren und Touristen in die Region holen. Mehr als 100 Millionen Euro stehen an Investitionsmitteln bereit: Das meiste Geld fließt in die Umgestaltung der einstigen Porzellanfabrik. Unternehmen und Hotels sollen sich im neu entstehenden Stadt-

teil ansiedeln. Doch die großen Ketten zögern, ein Vier-Sterne-Haus zu bauen. Vielleicht hilft die Konferenz- und Konzerthalle, die Platz für 1000 Besucher bieten soll. Auf dem Plan stehen auch eine große Ausstellungshalle, neue Parks und Plätze. Schon heute stapeln sich die riesigen Pflastersteinberge in der Museumsstraße. Wenige Meter weiter in einem gelben Haus mit bröckelnder Fassade erinnert Pécs an einen berühmten Sohn: den Grafiker Victor Vasarely. Seine auch in Deutschland sehr bekannten Werke, meist mit Linien und geometrischen Formen angelegt, täuschen das Auge. Da

scheint eine Kugel aus der Wand herauszuragen. Oder schwarze und weiße Linien vereinen sich zu zwei Zebragesichtern.

An einer Treppe wartet ein gelb-schwarzes Muster vor den Stufen. „Auch ein Vasarely“, sagt Janos Habel und grinst dabei. Der 42-Jährige gehört zur deutschen Minderheit im Ort, deren Größe auf 20 000 Personen geschätzt wird. Er liebt vor allem die kurzen Wege und die freundlichen Menschen. Seine blauen Augen leuchten, wenn er über die Stadt spricht. „Aller paar Meter treffe ich einen Bekannten.“

Doch Pécs hat zwei Gesichter. Zum einen die historische, beinahe dörfliche Altstadt mit dem Dom, dessen vier Türme gen Himmel ragen. Vom Portal aus schweift der Blick gen Süden, wo sich am Stadtrand die Plattenbauten als Kontrastprogramm erheben. Während dort die meisten Bewohner leben, steigen die Partys im Zentrum. Wie Freitagabend im Apollo. Ans erste Kino der Stadt erinnern allenfalls noch die Projektoren, die als Dekoration geblieben sind. Längst bestimmen Bars und Tanzfläche, auf der sich Jung und Alt drängen, die Szenerie. Bis in die Nacht schallen die internationalen und ungarischen Hits aus den Lautsprechern. Sanft entlässt irgendwann der Titel „Last Christmas“ die Nachtschwärmer auf die inzwischen leeren Straßen.

Nur noch vereinzelt kuscheln Liebespaare aneinander. Vielleicht gehen sie ja zu den „Schlössern der Liebenden“. An einem eisernen Gartenzaun verewigen sich seit den 1980er Jahren Pärchen mit Vorhängeschlossern. „Lici és Feca“ steht an einem Schloss, ein rotes Herz zielt ein anderes. Wer den Schlüssel in den Gully wirft, dessen Liebe soll ein Leben lang halten. Tausende glauben daran. Der Souvenirstand nebenan hat reagiert: Während es zu sozialistischen Zeiten nur Postkarten gab, gehören heute Vorhängeschlosser zu den Verkaufsschlägern.

Mit ganz anderen Produkten wollen die Weinbauern südlich von Pécs vom Kulturhauptstadtjahr profitieren. Ihren Gästen empfehlen sie, besser mit der Eisenbahn anzureisen. Die Bahn tuckert – in den Sommermonaten häufig überfüllt – in die Weinberge bei Villány. In den Kellern dominieren die Rotweine. Auf den Blauen Portugieser, Merlot oder Cabernet Sauvignon sollen sogar die Franzosen neidisch sein, erzählen zumindest die Einheimischen. Und sanft klirren die Gläser mit jeder neuen Sorte. Die Bremsen quietschen – der Bus stoppt auf halber Strecke nach Budapest. Zwei Stunden sind bereits vergangen, weitere zwei Stunden dauert die Reise, die wahrlich noch nicht dem fröhlichen ungarischen Lebensgefühl der künftigen Kulturhauptstadt entspricht. Bis 2010 bleiben vier Jahre Zeit, es zu richten. Aber die Uhr tickt.